„RundfunkBerlinBrandenburg/ Kulturradio
Sendetermin 04. Juli 2013

# „Amerikas ‚Gun Culture' – ein umstrittenes Selbstverständnis"

*Musik - „Happiness is a warm gun" – The Beatles*
*„She's not a girl who misses much. Do do do do do do, oh yeah"*

In Amerika wird auch im 21. Jahrhundert noch geknallt.

Die Waffe ist das Baby, die Süße, die Kleine - immer da, wenn Not am Mann ist.

Den Amerikanern ihre Waffen wegnehmen zu wollen, wäre ungefähr so, als wollte man den Italienern oder den Polen ihre Kreuze aus den Kirchen klauen – undenkbar.

Aus lauter Liebe sind es auch immer mehr geworden: Mehr als 310 Millionen private Handfeuerwaffen zirkulieren in den United States. Die höchste Pro-Kopf-Bewaffnung der Welt.

Waffen befriedigen typisch amerikanische Bedürfnisse: Freiheit, Selbstverantwortung, Sicherheit, Selbstjustiz.

Als zentrales Symbol einer auf Extreme angelegten nationalen Identität will sie Amerika – die „gun happy nation" - selbst in der globalen Neuzeit nicht missen.

Wie alle Konsumgüter, soll wohl auch die Waffe frisch aus dem „gun shop" glücklich machen!

*Musik – „Happiness is a warm gun."*

*"Glücklich sein ist wie eine warme Waffe – Bang bang, shoot shoot.*
*Wenn ich dich in den Armen halte – oh ja.*
*Und ich fühle meinen Finger an deinem Abzug – oh ja.*
*Ich weiß, keiner kann mir was anhaben – oh ja.*
*Weil, glücklich sein ist wie eine warme Waffe, mama Bang bang shot shot."*

Anfang des Jahres 2013 twitterte Yoko Ono eine Fotografie der blutverschmierten Brille John Lennons an die Welt und schrieb in der Unterzeile:

*„Seit John Lennon am 8. Dezember erschossen wurde, sind über 1,057.000 Menschen in den USA mit einer Schusswaffe getötet worden."*

Das sind mehr als alle seit 1775 im Kampf gefallenen amerikanischen Soldaten. Das ist Krieg in Amerika.

## KAPITEL EINS - AMERIKAS BALLERNDES HERZ

Amerika ist ein seltsames Land.

*„Die Männer scheinen unter einem besonderen Druck zu stehen."*

Schreibt der deutsche Schriftsteller Siegfried Lenz am 17. Oktober 1962 aus Washington. Die amerikanische Botschaft in Deutschland hatte Lenz zu einer fünfwöchigen Kulturaustausch-Reise durch die Vereinigten Staaten eingeladen. In seinem „Amerikanischen

Tagebuch“, wie es Lenz nennt, notiert er jeden Abend seine Erlebnisse: wen er getroffen hat, was er auf den Straßen und im Alltag wahrgenommen und gesehen hat:

*„Beim Anblick der schweigend, fast reglos dasitzenden Männer erwartet man unwillkürlich eine plötzliche Explosion, wartet auf einen befreienden Amoklauf, auf einen tröstlichen Ausbruch in eine Verzweiflungstat.“*

Fünf Tage später erreicht Lenz am 22. Oktober 1962 mit dem Zug Boston. Hier notiert er am Abend:

*„Heute wurde ein vierzehnjähriger Junge erschossen, von einem vorübergehenden, einem Fremden, ohne jeden Grund: eine Explosion, die man zu erwarten bereit sein sollte, dort, wo die Männer stehen reglos, leer, spuckend.“*

*Schuss!*

Waffentote sind Alltag in Amerika. Irgendwie hat sich das Land mit seinen „fatal shooting“- Nachrichten abgefunden.

Sie kommen meist aus den Großstädten. Da wird am meisten geknallt – in den innerstädtischen Problemzonen, den berüchtigten Gettos, den abgewirtschafteten Geisterstädten der Strukturkrise – in Camden, Baltimore, Philadelphia, Chicago, Detroit, New Orleans. Die Liste ist lang.

In Detroit, Amerikas so genannte „Murder City“,erliegt jede Nacht jemand seinen Schussverletzungen. Detroit und auch New Orleans übertreffen selbst die Horror-Schusswechselzahlen Kolumbiens, dem Land, wo weltweit am meisten geschossen wird.

In Washington DC - auch ein alter Problemherd - , sah es 2012 sogar einmal besser aus. Mit 92 Waffentoten ist man seit 1962 wieder unter die Hundert gekommen. Auch in New York, wo Bürgermeister Michael Bloomberg die Mordrate so kommentierte, dass es wie eine versteckte Parteinahme für private Bewaffnung klang:

*„Zivilisation heißt, die Straße mit dem Gefühl entlang gehen zu können, sich nicht permanent über die eigene Schulter schauen zu müssen."*

In Boston – eine der wohlhabendsten amerikanischen Großstädte mit über fünfzig Universitäten und Colleges, sind Schießereien vor allem im Stadtteil Roxbury noch Routine: in dem alten afro-amerikanischen Ghetto, wo das Haus des „Black Panther"- Führers Malcom X heute eine historische Sehenswürdigkeit ist.

Das Klischee von Armut und Gewalt - in Amerika ist es Realität, bis heute. Die Wahrscheinlichkeit, als junger, afro-amerikanischer Mann erschossen zu werden, liegt acht Mal höher als bei einem Weißen. 56 Prozent aller durch Waffen Getöteten in Amerika sind schwarz.

Jeden Muttertag demonstrieren die ‚mothers' – die Mütter - gegen die innerstädtische Gewalt, die ihre groß gewordenen Kinder sich gegenseitig abknallen läßt:

*„Son, be a good boy, don't ever play with guns."*

Die berühmten „Folsom Prison Blues" Songs des Country-Sängers Johnny Cash entstanden in den fünfziger Jahren. Als Cash später gefragt wird, wie ihm denn die Zeile eingefallen ist, die seitdem jeder Johnny Cash-Fan wie im Schlaf nachsingen kann, als wäre es ein ‚lullaby', ein Schlaflied -

*„I shot a man in Reno, just to watch him die",*
*"Ich erschoß einen Mann in Reno, nur, um ihn sterben zu sehen."*

.... erzählte Cash später, er habe vor dem Papier gesessen und überlegt , was denn eigentlich der schlimmste Grund sein könnte, jemanden zu erschießen - gar keiner: „just to watch him die":

*Musik - "I shot a man in Reno", Johnny Cash*

Den ‚horror vacui', der in jedem Schuß steckt, versuchte der englische Schriftsteller D. H. Lawrence in europäischer Arroganz zum Kennzeichen Amerikas zu verdichten, als wäre die Affinität zur Waffe mehr als bloß ein erfundenes Freiheitssymbol – als wäre sie das Wesen von Amerika.

In den zwanziger Jahren war D.H. Lawrence mit seiner Frau in die Vereinigten Staaten gereist. Die Abenteuerlust muß irgendwie in ihm gesteckt haben. Er tauschte, wie es heißt, sein Manuskript „Söhne und Liebhaber" gegen eine Ranch in Tao, New-Mexiko. Und in Tao – the Old West - war es, wo D.H. Lawrence die amerikanische Seele entdeckt haben will:

*„The essential American soul is hard, isolate, stoic and a killer."*
*„Hart, isoliert und ein Killer."*

Die jüngste amerikanische Gewaltstatistik, die das „Bureau of Justice" Anfang Mai 2013 herausgegeben hat, war sogar für Amerikaner eine Überraschung. Denn über die Hälfte der Amerikaner glaubt, dass die Waffengewalt in ihrem Land ansteigt. Tatsächlich sind jedoch die harten ‚Crack'-Zeiten der achtziger und frühen neunziger Jahre vorbei, als das Rumballern einen Höhepunkt erreicht hatte.

Seit zehn Jahren sitzt der Finger nicht mehr ganz so lose am „trigger“ – dem Abzug. Die Zahl der Waffentoten ist um 39 Prozent gesunken. Die nicht-tödlichen Schießereien nahmen sogar um 69 Prozent ab. Allerdings hat es seit den achtziger Jahren über 550 Amokläufe gegeben.

Unter den westlichen Industrienationen nimmt das Land der unbegrenzten Möglichkeiten unverändert eine Sonderrolle ein. Zum Vergleich: in Deutschland ist die Zahl der Waffentoten fast zwanzig mal niedriger als in Amerika.

Für Amerikaner ist bei Gewaltdelikten die Schusswaffe nach wie vor erste Wahl. „Guns are the first choice“, wie es heißt. Lange Zeit war der Colt M1911 das gefragteste Waffenmodell. Mit der halbautomatischen Glock 19 – Made in Austria – kam dann in den Achtzigern die erste moderne Massenpistole. Schießen, leicht gemacht für jedermann. Verehrt wie eine Offenbarung. Dienstwaffe von Polizisten und vor allem eleganter Nebendarsteller in Hollywood – mit Mel Gibson in „Lethal Weapon“ oder Bruce Willis in „Stirb langsam“.

Inzwischen ist das tötende Objekt der Begierde der Waffentyp AR–15. Eine „industry profit machine“, wie die New York Times diese halbautomatischen Maschinengewehre nennt – sie sind eine zivile Version der Vietnamkriegs-Waffen.

Bei der Kinoknallerei in Aurora, Colorado, wo der Graduate Student James E. Holmes im Sommer 2012 während der Mitternachtsaufführung von „The Dark Knight Rises“ zwölf Menschen erschoß, geschah dies mit einer AR-15. Auch Amokläufer Adam Lanza entschied sich für den Waffentyp, als er am 14. Dezember 2012 in der Grundschule Sandy Hook in Newtown zwanzig Schüler und sechs Lehrer niederschoß: mit einer Bushmaster XM15-E2S. Geradezu pervers – in den folgenden Monaten stieg der Verkauf dieses Waffentyps um sechzehn Prozent.

Traurig, aber wahr: die Banalität von Gewalt scheint das Entsetzen zu verdrängen: die AR-15 ist auf dem besten Weg zu einem

Fashionartikel. Junge Mädchen ordern die leichten AR-15-Waffen mit bunten Plastikteilen, die farblich zu ihren Turnschuhen und iPhones passen – so genannte „girly guns“. Nothing is real:

*„Here we go, AK-47, the very best, there is. When you absolutely positively got to kill every motherfucker in the room. There is no substitute.“*
*„Jackie Brown“ - Tarantino*

*„Man kann sich nur fragen, wie einschneidend eigentlich die Waffenkatastrophen noch werden müssen, um uns zu überzeugen. Wie weit müssen die Dinge noch gehen?“*

Im Oktober 1970 - vor vierzig Jahren - schloß der amerikanische Historiker Richard Hofstadter mit dieser Frage seinen berühmten Essay „America as a Gun Culture“. Das Fragezeichen war als Appell gemeint, endlich auf bundesstaatlicher Ebene strenge Waffengesetze einzuführen - statt der zahllosen, sich gegenseitig unterminierenden Lokal- und Bundesstaatengesetze.

Der Schrecken der sechziger Jahre war noch nicht vergessen.

Im November 1963 war Amerikas Hoffnungsträger, US-Präsident John F. Kennedy, öffentlich in Dallas ermordet worden. Wer die Bilder seiner Erschießung gesehen hat, vergisst sie nie mehr . Fünf Jahre später traf es seinen Bruder, den US-Präsidentschaftskandidaten Robert Kennedy. Die gesamte Nation saß vor dem Fernseher, als „live“ der angeklagte Scharfschütze Lee Harvey Oswald , eskortiert von Polizisten, erschossen wurde. Am 4. April 1968 trat Martin Luther King aus seinem Motel in Memphis und wurde mit einem einzigen Schuß nieder gestreckt. Als er auf dem Weg zum Krankenhaus starb, war Bürgerkrieg angesagt.

*Musik - “The next Revolution will not be televised”, Gil Scott-Heron*

Die Nation war paralysiert. In Amerikas Innenstädten explodierten die Rassenkonflikte. Jeder holte seine Waffen raus. Diesmal nicht nur die rechtsradikalen Vereinigungen des alten Südens, der Ku-Klux-Klan und die „Minute Men“, sondern nun auch die militanten „Black Panther“. Kalter Krieg auf Heimatboden. US-Präsident Lyndon B. Johnson ließ in Detroit mit Panzern die Nationalgarde einfahren.

*„Jetzt haben die Schwarzen endlich erkannt, daß es eine außerordentlich amerikanische Tugend ist zu kämpfen, wenn man angegriffen wird.“*

Kommentierte die Londoner „Times“ die Ereignisse, die mit 43 Toten und über ein Tausend Verletzten als „riots“ - Aufstände - in die Geschichte eingingen.

*„Welche historischen Einflüsse können erklären, dass eine angeblich so wohl regierte Nation in solch eine gefährliche Position geraten ist?“*

...fragte Richard Hofstadter. In seinem Essay war zum ersten Mal in Amerikas Waffendebatte ausdrücklich von einer spezifisch amerikanischen Waffenkultur die Rede: als Topos aufgeworfen, um dieses Land *überhaupt* verstehen zu können.

Denn kein anderes westliches Industrieland, wie Hofstadter feststellte, hält so unerbittlich an einer Waffenkultur fest, obwohl der Anlaß längst Geschichte geworden ist, nämlich die „Amerikanische Revolution“ von 1775 und die „Frontier“ – die Besiedlung des Westens, die offiziell 1890 für beendet erklärt worden war.

Ist der Gebrauch der Schusswaffe nicht eine längst überkommene Gewohnheit, die als zivilisatorische Leistung nach und nach abgelegt sein müßte? Wie können dann aber die Waffen in Amerika zum unverzichtbaren zivilisatorischen Kern verklärt werden? Von der Gründung bis heute, stellt der deutsche Autor Hans-Dieter Gelfert fest, begeistert sich Amerika mehr für den Ausbruch aus der Zivilisation als für die bürgerliche Integration.

In vielen Gegenden – vor allem auf dem Lande - wächst man seit frühen Siedlertagen mit Waffen auf. Sie sind alltägliches Selbstverständnis - wie einst das selbst erlegte Wild und die Rothäute. Ein Überlebenswerkzeug, schrieb Anfang des 19. Jahrhunderts der amerikanische Schriftsteller und Naturphilosoph Henry David Thoreau:

*„Wir können den, der nie eine Waffe abgefeuert hat, nur bedauern. Er ist kein ganzer Mensch, seine Bildung traurig vernachlässigt."*

Eine berühmte Schwarzweißfotografie aus dem Jahr 1908 zeigt Amerikas Lieblingsschriftsteller Mark Twain, wie er in seinem bekannten hellen Sommeranzug mit vollem, schlohweißen Haar nach einem Einbruch vor seinem Haus in Redding, Connecticut, mit einem Revolver posiert, als hätte er den Einbrecher gerade selbst in die Flucht geschossen:

*„Eine Waffe zu tragen, ist bloß ein Fimmel. Sicher, es gibt Schurken an der ‚Frontier'. Aber das ist der einzige Teil der Welt, in der sie leben. Ihre dunklen Geschäfte geben einen falschen Eindruck. Ich selbst habe auch oft einen Revolver getragen, viele von uns. Es ist die unschuldigste Sache der Welt."*
*Mark Twain*

Die Waffe unter dem Bett scheint für viele Amerikaner inzwischen genauso selbstverständlich wie die „Stars and Stripes" im Vorgarten

oder die Cupcakes zum Kindergeburtstag zu sein. Sie ist Teil der säkularen Religion, die das Land irgendwie zusammenhält.

Mögen die Großväter und Großmütter vielleicht noch waffenlos in Europa aufgewachsen sein - werden die Enkelkinder in Virginia oder Texas mit dem „American way of life" groß, wird das Ding schnell zur Frage der Assimilation, zum Ausweis, Amerikaner zu sein.

Die Werbung half früh mit, Waffen als „as american as an apple pie" zu verstehen, so amerikanisch wie ein Apfelkuchen. „It's a tradition" - dass Daddy seinem Sohn zu Weihnachten unter den Baum legt, was ihm selbst mal geschenkt wurde. Auf einer Verpackung der Winchester aus den fünfziger Jahren schreibt der Waffenproduzent.

*„Weißt Du noch, als Du deine erste Winchester aus dem Karton mit schnellen aufgeregten Händen zogst? Der Nervenkitzel ist immer noch der gleiche. Also gib sie deinem eigenen Jungen, er wird es immer erinnern – eine Winchester ganz für ihn allein."*

Peng – peng.

*„Wir kennen eben kein Amerika ohne Waffen",*

... outete sich und sein Verhältnis zu den „guns" im Herbst 2012 Hollywoodstar Brad Pitt:

*„Amerika wurde mit Waffen gegründet. Es liegt uns im Blut. Ich fühle mich erst wohl, wenn ich eine Waffe habe. Ich tue es wirklich. Ich fühle mich unsicher, wenn ich nicht weiß, dass irgendwo im Haus eine Waffe versteckt liegt. Das ist meine Ansicht – richtig oder falsch."*
*Brad Pitt*

Wer nach Springfield in Massachusetts reist, eine mittelgroße, neuenglische Stadt in Amerikas so genanntem „Gun Valley“, das bis Mitte des letzten Jahrhunderts die führenden Waffenproduzenten versammelte, kann dort das historische Arsenal besuchen, das heute Museum ist; und sich gemeinsam mit den angereisten amerikanischen Schulklassen vor den Glaskästen drängeln:

Da liegen sie alle – sorgfältig beschriftet, die Gewehre, die Pistolen, die Schrotflinten, die Revolver - die der Revolutionäre; die aus blutigen Indianerkriegen; die Waffen des Sklavenbefreiers John Brown, der in West-Virginia mit dem Überfall auf das Waffenarsenal Harpers Ferry einen Aufstand der Sklaven zu entfachen versuchte; die Waffen des Bürgerkriegs, dem blutigsten und ersten Krieg des 19. Jahrhunderts, der mit industriell gefertigten Waffen geführt wurde. Auch die Exemplare der Moderne - die Tommy-gun, wie sie heißt, die während der Gang-Kriege der Prohibition ihren Mythos entfaltet hat, - „Making the Twenties roar“ - , bei Al Capone, beim Valentine-Massaker in Chicago. Bis hin zur M1 Garand, der Waffe des Zweiten Weltkriegs, von der bis 1945 über 3,5 Millionen Stück in Springfield hergestellt wurden.

Es gibt kaum einen Winkel im Entstehungsprozeß der amerikanischen Nation, den nicht Waffen als zentrales Scharnier mit gestaltet und beeinflußt haben. Mehr oder weniger schießpulver-vernebelt läuft Amerikas Identität zwischen „facts“ und „fiction“, Fakten und Fiktion, am Gewehrlauf entlang.

Am Ende der Kolonisation des Kontinents war es dann, als wäre in der Tat ein amerikanisches Wunder geschehen: das an der Waffe klebende Blut war vergessen. Übrig geblieben waren einzig Heldengeschichten und staatstragende Symbolik. Selbst umstrittene Indianer – Jäger wie General George Custer gingen als Heroen in die Geschichte ein.

Der heute noch mit Abstand populärste Teil der „American Gun Culture“ - das Abenteuer der „Frontier“ - ist in brauner, pädagogisch

zurückhaltender Museumsarchitektur in Southern California zu sehen, zwanzig Minuten von Amerikas Traumfabrik Hollywood entfernt, in den Bergen von Pasadena – am Western - Kulturerbe - Weg, wie er sich nennt, Amerikas „Wild West"-Museum. Es beherbergt die größte Sammlung an Wild-West-Artefakten.

Eine friedliche bleierne Müdigkeit liegt über den Schaukästen. Der Inhalt ist aus Kino, Büchern, Spielwarenabteilungen irgendwie auch schon bestens bekannt: Das berühmte „crossfire" des „Gunman" Jesse James. Der wie alle im rechtsfreien Raum des Wilden Westens nicht besonders alt geworden ist, dessen Legende aber bis heute ausstrahlt: wie die der Scharfschützin Annie Oakley, der „Reno Gang" oder der „Wild Bunch".

Geschichte und Geschichtswerdung waren hier vollends verschmolzen. Buffalo Bill zog mit seiner Entertainment-Show, in der Western-Helden und Rothäute in nostalgischer Folklore auftraten, schon durch die Lande, als in den Hinterzimmern noch mordend geknallt wurde. „The selling of the Wild West", wie es heißt – Amerikas Indianersterben - ein kostümierter Meuchelmord.

Das kulturelle Erbe, das heute am „Western Heritage Way" in Los Angeles in aller Harmlosigkeit hinter Glas liegt, ist im Grunde so rührend wie erstaunlich : daß eine Nation eine derartige Aneignung von Geschichte durch die Populär- und Massenkultur überhaupt hat überstehen können.

*„The Gun that won the West!"*
*„Die Waffe , die den Westen gewann."*

So der berühmte Werbespruch von Colt. Noch bis in die achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts übte die Waffenschmiede aus Hartford, Connecticut, die Tradition, US-Präsidenten zum Amtsantritt einen ihrer berühmten Colts zu überreichen. Als Symbol einer Legende, die wohl keiner besser und großmäulig überhöhter hätte formulieren können, als eben die Waffenschmiede selbst:

*„Gott mag den Menschen erschaffen haben, aber Samuel Colt hat ihn gleich gemacht."*

Das Western-Genre ist bis heute - bei aller Moralkeulen-Didaktik und B-Movie-Idealisierung - für politische Verantwortungsträger in Amerika eine Ratschlag-Quelle geblieben. Manche lesen Machiavelli, andere legen lieber einen John Wayne-Film ein:

*„Dead or alive" "Tot oder lebendig."*

Mit der Macht der Bilder hat das Western-Genre die Ästhetik der Waffe im Grunde erst erfunden.

*Musik - „A Fistful of Dollars"; Ennio Morricone*

Schon beim Zuschauen vom Sofa aus ist Ballern eben auch ein Spaß. Der Stereotyp des *Revolverhelden*, gefeiert als Stellvertreter des höchsten Ideals – der Freiheit –, hätte nicht besser verpackt werden können.

Revolverhelden waren keine umständlichen Männer, sondern autarke Typen, coole Einzelgänger in Boots und Leder, bereit, für etwas zu sterben. Die Romantik des Outsiders als bürgerlichem Verweigerer, das war geradezu französisch, existentialistisch.

Jean-Luc Godard hat mit seinem Belmondo-Klassiker „Außer Atem" nichts anderes als die alte, herzzerreißende Geschichte von „Billy the Kid" erzählt, dem jungen amerikanischen Träumer, der die Sheriffs in New Mexico zum Narren hielt, der wie ein Robin Hood zum Retter der Unterdrückten wurde und der am Ende seines kurzen Lebens

alles, selbst den Tod, für die Frau riskierte, die er liebte. Da werden selbst Casanova und Romeo übertroffen. Das war unschlagbar.

Wobei der amerikanische Waffen-Held im Grunde alles in einem ist, eine Art Schwarzweiß-Cocktail. Weswegen die Aneignung des „Wild West"- Genres bei den politischen Linken auch immer so gut wie bei den Rechten funktioniert hat Er ist gleichsam Revolutionär, Siedler, Sheriff und Outlaw in einem. Gut wie böse, grenzenlos wie der Horizont, „Gunman" und „Lawman": und in der Kinoversion selbst für Kinder verträglich. Ein Spaß für die ganze Familie und ein Verkaufserfolg ohnegleichen.

Was ein „drive-by-shooting" ist, weiß in Amerika sogar die liebe Großmutter – die so genannte „hit and run"-Technik des Zuschlagens und Fortlaufens, also auf dem Pferd schnell heran zu reiten, zu schießen, und sich wieder aus dem Staub zu machen. „Drive-bys" wurden während der Prohibition zur etablierenden Technik der Mafia und Gangstruktur. In den Neunzigern dann zu fatalen Hinrichtungsfeldzügen der Crack-Kriege.

Als Spiegel für die Nation – „Who are we?" – „Wer sind wir?" propagierten die Western wie staatliches Erziehungsfernsehen immer auch die Wandlung von Gewalt und Selbstjustiz hin zum Rechtsstaat – inklusive des staatlichen Gewaltmonopols, mit dem Amerikas Rechte heute so fremdeln.

Zur erfolgreichsten amerikanischen TV-Serie brachte es „Gun Smoke" – Pulverdampf, eine Mischung aus Cowboy- und Hard-Boiled-Detektivgeschichte. In den Fünfziger und Sechzigern fand hier eine Nation Ablenkung, die jeden Tag in den Nachrichten den Vietnamkrieg zu sehen bekam.

Eine Western-Version, die dem republikanischen US-Präsidenten Dwight D. Eisenhower besonders gefallen hat, war „The Big Country", 1958 von William Wyler mit Gregory Peck und Charlton Heston gedreht. Immer wieder hat Eisenhower diesen Western-Klassiker im Weißen Haus gezeigt:

Von der Mentalität der Prärie-Rancher wird erzählt - von Selbstverteidigung und Selbstverantwortung in der einsamen Weite des riesigen Landes, wo jeder auf sich allein gestellt ist, von Rache und Männlichkeit, die es zu beweisen gilt. Am Ende wird der ballernde Mythos allerdings zum Anachronismus. Ein friedvoll harmonisches Leben zeichnet sich als Happy-End in den Horizont. Sind Feuerwaffen nun so überlebt und sinnlos wie einst das Duellieren!? Es sollte anders kommen.

## KAPITEL ZWEI - AMERIKAS BEWAFFNUNG ALS BÜRGERSINN

*Musik - „This is my Rifle this is my gun"; Kubrick - 'Full Metal Jacket'*

Seit Ende des Zweiten Weltkrieges hat eine gewaltige Aufrüstung in Amerika stattgefunden.

Das Land ertrinkt in Waffen:

FBI, CIA, das DEA, das ATF, die Homeland Security, der Treasury Service, der Secret Service, die Armed US Agencies, der US Marshal, die State Police, die Local Police. Jede amerikanische Kleinstadt hat seit 9/11 ein SWAT-Team, eine „Special Weapons and Tactics"-Einheit. Nicht zu reden von den wachsenden bewaffneten Sicherheitsfirmen und privaten Body Guards.

Jeder zweite Haushalt besitzt in Amerika eine Schusswaffe, oft auch gleich mehrere: So wie der westliche Konsument eben auch nicht mehr nur ein Paar Schuhe im Regal stehen hat sondern gleich ein Duzend – für jede denkbare Gelegenheit und Funktion und in allen Farben und Stilen.

Als in den vierziger Jahren für die boomende amerikanische Mittelklasse Fernseher, Küchenmaschine und Einfamilienhaus in den Vororten zum neuen Lebensstandard wurden, hat sich auch der Waffenbesitz zu einer Art Notwendigkeitshysterie aufgeplustert.

Welches Modell, welcher Typ sollen es sein? Der Konsument hat – wie bei Autos, Sonnenbrillen und Uhren – die Qual der Wahl. Das Angebot ist riesig und differenziert. Amerika ist, wie Carl Levin, Senator aus Michigan, es mal formuliert hat:

*„The Candy Store for Guns in the World."*
*"Der internationale Süßigkeitsladen für Waffen."*

Im Land, wie die Süddeutsche Zeitung ausgerechnet haben will, gibt es zehnmal mehr Waffengeschäfte als McDonald's Filialen. Die Waffenproduktion für den privaten Gebrauch ist ein Milliardengeschäft.

Unfreiwillig ist US-Präsident Barack Obama zum effektivsten „gun salesmen" – Waffenverkäufer – aller Zeiten geworden. „Military-style-weapons", wie sie sich nennen, boomen seit seinem Amtsantritt nicht zuletzt, weil Waffenenthusiasten fürchten, die AR-15 könnte demnächst verboten werden. Statt Nachdenklichkeit evoziert das panische Hamsterkäufe.

Die Entwicklung am Waffenmarkt liest sich in Amerika seit den Sechziger Jahren geradezu wie ein Polit-Barometer. Als stünde das Land kurz vor dem Weg in die Diktatur, wird je nach politischer Lage im Privaten noch schnell aufgerüstet, und werden Waffen als bewaffneter Patriotismus vermarktet:

*"Aufgepasst Politiker – über fünf Millionen verkauft – die größte Armee der Welt ist nicht China."*
*Werbung von Remington für das Model 700*

An die Waffe als Fetisch eines Staatsverständnisses, das in jeder staatlichen Gewaltkontrolle das Gespenst einer Bürger entmachtenden Regierung erkennen will, an deren Ende nur Tyrannei und Fremdbestimmung stehen können, „Nazi Deutschland“, wie es oft heißt, glaubte selbst so einer schräger Vogel wie der 1997 verstorbene Schriftsteller der Beat-Generation, William S . Burroughs, für den es ein Gaudi war, im eigenen Garten auf papierne Shakespeare-Konterfeis zu schießen:

*„Nach jeder Schießorgie wollen sie den Leuten die Waffen wegnehmen, die gar nichts gemacht haben. Wenn es eine Gesellschaft gibt, in der ich nicht leben will, dann ist es die, die nur der Polizei und dem Militär Waffentragen erlaubt.“*
*William S. Burroughs*

Im Unterschied zu den ersten Kolonialtagen, als privater Waffenbesitz noch mehr oder weniger eine Notwendigkeit des Besiedlungsabenteuers war, sind Schusswaffen heute, wenn man es verharmlosend ausdrücken will, mehr denn je eine amerikanische Romanze - sehr emotional und für Radikalisierungen offen.

Der Mythos der Amerikanischen Revolution, dass der bewaffnete „yeoman“, wie der einfache Siedler genannt wird, dank seiner geschickten Schießkünste im Kampf gegen die damals größte Militärmacht der Welt sich und der neuen Nation die Freiheit erkämpft hat, ist der Stoff, aus dem sich seit jeher in Amerika radikal individualistisch Gestrickte ihr Weltbild zusammen basteln. Inzwischen ist der Gründungsmythos so populär, dass man sich in aller Banalität gar „Tea Party“ nennt.

Jedes Schulkind lernt das Nationalpoem des US-Schriftstellers Henry Wadsworth Longfellow - „The Midnight Ride of Paul Revere“ - „Der Mitternachtsritt des Paul Revere“:

*“Hört mir zu, Kinder, und ihr werdet erfahren / wie um Mitternacht Paul Revere los ritt / Es war am achtzehnten April, im Jahr fünfundsiebzig / Kaum einer ist noch am Leben / der diesen berühmten Tag und das Jahr in Erinnerung hat…* "

...und der seitdem jährlich als „Patriot’s day“ gefeiert wird.

Die Engländer hatten damals ganz richtig vermutet, dass sich die amerikanischen Kolonisten heimlich vor den Toren Bostons in den neuenglischen Städtchen Concord und Lexington ein Waffenlager angelegt hatten.

Der Bostoner Silberschmied Paul Revere, so wird erzählt, hängte in die Kirchturmspitze von Bostons Old North Church als Warnsignal vor den herannahenden Engländern zwei Laternen auf. So standen die Kolonisten abwehrbereit, als die überraschten Engländer eintrafen: Verdichtet hat diesen Moment mit romantisch nationaler Feder dann später Ralph Waldo Emerson:

*“The first shot who was heard round the World”*
*“Der erste Schuß, der überall in der Welt gehört wurde.”*

Sieben Jahre hat sich der Unabhängigkeitskrieg hingezogen. 1791 wurde in den „Bill of Rights“ die Schießerei zwischen Kolonisten und englischen Kolonialherren in der Verfassung verarbeitet, gleich nach dem Recht auf freie Rede und Religionsfreiheit. Im Zweiten Verfassungszusatz, dem „Second Amendment“, heißt es:

*„Da eine wohl organisierte Miliz für die Sicherheit eines freien Staates notwendig ist, darf das Recht des Volkes, Waffen zu besitzen und zu tragen, nicht beeinträchtigt werden.“*

Für Amerikaner ist das „Second Amendment“ ein Glaubensbekenntnis. „I believe in the Second Amendment.“, als läge die Bibel auf dem Tisch: „Ich glaube an den zweiten Verfassungszusatz.“

Ein Exportschlager – wie so vieles aus Amerika - ist die Auffassung vom bewaffneten Bürger allerdings nicht geworden. Zu sehr war die Verfassung maßgeschneidert auf die damals einmalige Konstellation - neuer Kontinent plus neue Nation. Wobei die amerikanischen Gründerväter – beeinflusst auch von den radikalen Ideen der „englischen Whigs“ – vor allem hier ihre Angst vor einem stehenden Heer und einem zu mächtigen Staat artikuliert hatten:

*„Welches Land vermag seine Freiheiten zu bewahren, wenn seine Machthaber nicht von Zeit zu Zeit gewarnt werden, dass das Volk den Geist des Widerstands bewahrt hat. Lass ihm seine Waffen.“*
*Thomas Jefferson, 1787*

Bis heute ist die tiefe Genugtuung in Amerika lebendig geblieben, sich gegen ein staatliches Gewaltmonopol erheben zu können. Die Nation glaubt irgendwie an die Kraft des mündigen, verantwortungsbewussten Volkes, das der Demokratie in Notzeiten seinen bewaffneten schützenden Arm leihen muß.

„Amerikaner“, wie der US-Professor für Verfassungsrecht der Universität Kalifornien, Adam Winkler, die selbstverständlich gewordene Handhabung des „Second Amendment“ als ein individuelles Recht erklärt, seien eben ein sehr individualistisches Volk:

*„...sie mißtrauen der Regierung und wollen sich selbst um ihre Sicherheit kümmern können. Die eigene Waffe halten sie für einen besseren Schutz als jedes Gesetz.“*

An der Frage - ob jedem Amerikaner das Recht auf bewaffnete Selbstverteidigung zusteht und ob dieses Recht überhaupt eingeschränkt und reguliert werden darf, hat sich im letzten Jahrhundert die amerikanische Waffen-Debatte radikalisiert und politisiert. Oder, wie der ehemalige US-Präsident Bill Clinton meint, die „Gun Culture" pervertiert:

*„Wir haben diesen wichtigen Teil des Lebens von Millionen Amerikanern genommen und in ein politisches Instrument verwandelt, um Idiotismus zu schaffen. Das ist verrückt."*

Als in den dreißiger Jahren mit dem Gesetzesentwurf des „National Firearm Acts" den entfesselten Tommy-Knallereien von Chicagos Gangsterbossen eine Ende gesetzt werden sollte, scheiterte dieser Regulierungsversuch am Zweiten Verfassungszusatz. Während der Bürgerrechtsbewegung tauchte er dann plötzlich auf den Fahnen der „Black Panther" auf.

Im Jahr 1966 - ein Jahr nach den tödlichen Schüssen auf Malcolm X, bei einer Kundgebung in New York abgeschossen wie ein Stück Wild, publizierten die „Black Panther" ihr so genanntes „Zehn Punkte Programm", mit dem sie zur bewaffneten Selbstverteidigung gegen die rassistische Gewalt der Polizei aufriefen:

*"Der zweite Verfassungszusatz der Vereinigten Staaten gibt jedem das Recht, sich zu bewaffnen. Wir fordern daher, dass alle Schwarzen Waffen zur Selbstverteidigung tragen sollten."*

Die „Black Panther" posierten mit Waffe im Arm, wie der Freiheitskämpfer Che Guevara. Sie rieben gleichsam einer entsetzten weißen Mittelschicht die Waffe unter die Nase, die diese eigentlich für ihre eigene amerikanische Identität in Anspruch nahm.

Als Revolutionswerkzeug einer linken Rhetorik, die in Amerika immer schlecht beieinander war, hat das „Second Amendment“ im Grunde aber nie recht getaugt - eher war man hier selbst Opfer niedergeschossener Arbeiteraufstände. Man muß schon ganz nach Links-Außen rücken, um die Eins-zu-Eins-Fans des „Second Amendment“ zu treffen, heutige linke Verschwörungstheoretiker oder die Internationale kommunistische Liga, in deren Vereinsblatt „Workers Vanguard“ in den Achtzigern zu lesen war:

*„Traust Du etwa in einer Klassengesellschaft mit Rassendiskriminierung dem Staat zu, dass er das Gewaltmonopol besitzt?“*

Für die Waffe zu sein, „pro-gun“, gehört vor allem zum rechten Kanon. Zusammen mit unkritischer Verfassungsgläubigkeit und einer radikal auf Eigenverantwortung setzenden Anti-Regierungs-Einstellung.

Eines der berüchtigsten Sprachrohre dieser Miliz-Gesinnung ist die „National Rifle Association“, die NRA. Ende des Bürgerkriegs wurde sie im 19. Jahrhundert als harmlos unpolitischer Sport- und Schützenverein gegründet, wie es heißt. 1977 ist sie dann, wie Adam Winkler schreibt, „in einer Palastrevolution“ gekapert worden.

Mit diesem machtvollen Netzwerk aus Lobbyisten werden die Amerikaner propagandistisch geschickt zu Gefolgsleuten gemacht. Im Jahr 2000 hielt einer der berühmtesten NRA-Präsidenten - Westernstar Charlton Heston - seine nostalgisch-verquaste Lobeshymne auf die Waffe als dem tragenden Symbol eines amerikanischen Bürgerwehrgeistes:

*“Dieser heilige Stoff, der dem Holz und dem geschwärzten Stahl innewohnt, etwas, das dem gewöhnlichen Mann die ungewöhnlichste Freiheit gibt.“*

Am Ende streckt Charlton Heston sein Gewehr in die Höhe, um zu zeigen, dass ihm keiner die Waffe wegreißen kann, auch nicht etwa die Regierung. Mit den Worten:

*„Nur aus meinen kalten, toten Händen."*

Amerikas Waffenenthusiasten fühlen sich immer auch als die eigentlichen Staatsbürger. „Gun Guys", wie sie Dan Baum nennt, der 2012 für sein Buch „Gun Guys – A Roadtrip" überall in Amerika „Believer" - Überzeugte - interviewt hat, glauben an die Pflicht, Waffen zu tragen - als Teil der Erfahrung und Besonderheit Amerikas. Und darauf sind sie stolz:

*„...dass sie so intim mit einem tödlichen Instrument zusammenleben und in der Lage sind, dieses sicher zu benutzen."*

Der in Amerika allgemein gebräuchliche Terminus der „responsible ownership", des „verantwortungsvollen Besitzes", umschreibt das respektierte Ideal eines Waffenbesitzers, der weiß, was er tut und immer dann zur Stelle ist, wenn Einsatz verlangt wird, nicht nur im eigenen Haus.

In Amerika sagt Dir zwar keiner, dass man bei Rot nicht über die Straße geht. Ruft allerdings jemand – Haltet den Dieb – kommen wie aus dem Nichts plötzlich Privat-Sheriffs herbeigerannt - in einer Mischung aus Zivilcourage und übersteigertem Verantwortungsgefühl. Diese Rolle kitzelt im Amerikaner etwas wach.

Die Verbindung von Waffen und Sicherheit ist auch nie zu den historischen Akten gelegt worden. Egal, wie viele wissenschaftliche US-Studien das Gegenteil beweisen mögen. Weil für die Neue Welt gesellschaftliche Bedingungen behauptet werden, die für keine andere

Gesellschaft zutreffen, wird ernsthaft darüber gestritten, ob mehr Waffen mehr Sicherheit bedeuten. Nach dieser Argumentation müßte Amerika allerdings schon längst das sicherste Land der Welt sein.

Das Wort „safe“ – sicher – hat in Amerika seit jeher auch einen sehr eigenen Klang: „I feel safe“ ist wie ein gestilltes Grundbedürfnis, ein Zustand der Freiheit, ein Zeichen des Angekommenseins.

Der Dokumentarfilmer Michael Moore versuchte 2002 in seinem Film „Bowling for Columbine“ dieses Sicherheitsbedürfnis, das in der Moderne mit einem permanenten Schüren von Angst einhergeht, als eine der Hauptquellen für Amerikas Waffenlust zu erklären. Wieso, fragt Michel Moore, lassen in Kanada, einem Land mit ähnlicher Kolonialgeschichte, die Leute ihre Häuser offen, während es in Amerika schon ein Risiko ist, sich als Fremder überhaupt einem fremden Grundstück zu nähern.

In der Populärkultur ist es so was wie ein „running gag“, dass sich Amerika von allem, ausgerechnet aber nicht von seinen Urängsten hat befreien wollen und können. Die Animationsfilmer „South Park“ veräppeln den Mythos ihrer Nation, als bestehe  der eigentlich nur darin, sich permanent Feinde zu erfinden, die dann gemeinsam überwunden und abgeknallt werden müssen: ob Rothäute, englische Kolonialherren, Hexen, Gewerkschaften, die Schwarzen oder ein einfach - die „bad guys“, die bösen Jungs.

Als nach dem tragischen Amoklauf von Newtown, Connecticut, ehrgeizige TV-Reporter einen 14jährigen Jungen fragen, ob er sich denn jetzt noch sicher fühlt, schaute der Junge, - man stelle sich vor, nebenan sind gerade zwanzig Kinder in seinem Alter erschossen worden, - ruhig und nachdenklich wie ein Erwachsener in die Kamera, und sagt, als hätte er schon alles erlebt:

*„You’re never safe. It’s a reality.“*
*“Man ist niemals sicher. Das ist eine Realität.”*

Dieser Realität hatten die Menschen sozusagen entfliehen wollen, als sie in die Vorstädte zogen, wo man ihnen im Unterschied zur Großstadt absolute Ungefährlichkeit verheißen hatte. Das Resultat war allerdings bloß falsche Sicherheit, eine hundertprozentige Künstlichkeit.

Vor kurzem zeigte eine lokale amerikanische Zeitung auf dem Cover eine Großmutter mit Flinte hinter der Scheibe ihres Hauses in einem Vorort von Detroit. Die Unterzeile erklärte, die Dame würde sich ohne ihre Flinte schon gar nicht mehr ans Fenster trauen.

In den Vororten ist der einsatzbereite Finger am Abzug aber höchstens noch Reflex aus alten Zeiten. Denn zwischen abgesteckten Rasenflächen gibt es eigentlich nicht mehr viel zu knallen. Schießübungen als nationales Trockenschwimmen?

Dennoch kommen die Waffen nicht etwa in den Schrank. Im Gegenteil - die Waffenregulierungen sind heute in Amerika so locker wie nie zuvor. Es ist politische Mode geworden, mit Waffe am Gürtel durch den Alltag zu gehen. „Packing“, wie sich die Außerhausbewaffnung nennt, die in einigen US-Bundesstaaten nicht zuletzt nach der jüngsten Rechtsprechung des Supreme Court möglich geworden ist.

Das so genannte „Stand your ground law“, auch eines der neuen von Waffenlobbyisten durchgedrückten Gesetze, erweitert nun noch das Recht zur bewaffneten Selbstverteidigung. Mit solchen Gesetzen wird allerdings nur noch die Gefahr vergrößert, dass das bloße Gefühl des Bedrohtseins schon zum Gewaltauslöser wird. Nach dem alten Western-Spruch:

*„Wer zuerst schießt, dem gehört das Gesetz.“*

Als im letzten Jahr ein afro-amerikanischen Teenager, Trayvon Martin, mit einem über den Kopf gezogenen Hoodie, einem Kapuzenpullover, durch einen Vorort der Kleinstadt Sanford in

Florida kam, und als Erscheinung einem jungen Halbsüdamerikaner irritierte, ballerte der los.

Auch an Colleges und Universitäten setzt sich eine Alltagsbewaffnung zur Selbstverteidigung durch. Augenscheinlich macht es Spaß, neben Textbüchern und Computern auch noch die Lieblingswaffe mit zur Vorlesung zu bringen.

Ginge es nach der National Rifle Association, würden in Zukunft auch Lehrer und Kindergärtner eine Waffe tragen. Ohne Scham posaunte die NRA nach dem Amoklauf von Newtown:

*„Wenn die Schulen sich nicht selbst verteidigen können, dann müssen wir es tun: Wer macht mit?“*

Amerika als das Land, wo jede Krankenschwester, jede Sozialbetreuerin, jeder Kartenabreißer im Kino eine Waffe am Gürtel trägt? Wo jeder zur Jobeinstellung bestenfalls einen Nachweis über seine Schießkünste vorlegt? Wer wünscht sich diese Welt?

Bei inzwischen über 310 Millionen privaten Handfeuerwaffen in Amerika, hält der rechts gesinnte amerikanische Autor Jeffrey Goldberg im Magazin „The Atlantik“ kaltschnäuzig dagegen, seien solche Fragen irrelevant.

*„Warum? Weil es schon zu spät dafür ist. Waffen sind mit uns. Ob wir es nun mögen oder nicht. Vielleicht ist es tragisch, aber es ist eine Realität.“*

*Musik “Bang Bang”, Nancy Sinatra…*

Mittwoch, der 17. April 2013. Amerika ist noch im Schock: zwei Tage liegt das Bombenattentat an der „finish line“ des Boston Marathon zurück.

Während die Ermittlungen auf Hochtouren laufen - das ganze Land auf Boston schaut, wird in Washington eine Entscheidung getroffen, die US-Präsident Barack Obama am Abend des Tages ernst und enttäuscht im Rosengarten des Weißen Hauses vor das Mikrophon treten läßt:

*„Das war ein beschämender Tag für Washington.“*

Mit 54 zu 46 Stimmen hatte der Senat den Gesetzesentwurf abgelehnt, auf nationaler Ebene einen sogenannten „Background check“- eine Hintergrundprüfungs-Pflicht - bei Waffenkäufen einzuführen. Eigentlich eine Lappalie, die nach dem Amoklauf von Newtown aber ein erstes Zeichen des Umdenkens in der amerikanischen Waffenfrage hätte sein können. Denn gar nichts zu machen, da war man sich im Dezember noch einig, ist auch ein Zeichen - allerdings ein gesellschaftliches Armutszeichen.

Neben Obama standen sprachlos die Eltern der Opfer des Amoklaufs von Newtown. Auch die Demokratin Gabrielle Giffords war anwesend - eine schwerverwundet Überlebende des Attentats von Tucson 2011, bei dem sechs Menschen starben.

Während sich noch die Kommentatoren bemühten, das Scheitern der amerikanischen Politik in der Waffendebatte irgendwie in erklärende Worte zu packen, liefen auf den TV-Sendern schon non-stop die Liveberichte zum Marathon-Bombing und zur Suche nach dem noch lebenden Verdächtigen im Vorort Watertown.

Wann immer sich eine Neuigkeits- und Berichterstattungslücke ergab, schoben die Moderatoren als Pausenfüller die mitgeschnittene Verfolgungsjagd-Schießerei ein.

*Schüsse*

Dieses „bullet ballet“ – Kugelhagel-Ballett, wie man es aus Hollywood-Filmen von Sam Peckinpah kennt, wurde so selbstverständlich ausgestrahlt, als könnte die Schießerei demnächst als Klingelton bei Mobilfunkanbietern im Sortiment landen. Wie es hieß - „Let’s listen to it again”:

*Schüsse*

Aus Arizona rief derweil der Waffenenthusiast und Senator Nate Bell den Bostoner Bürgern zu, die während der Verfolgungsjagd einen Tag in ihren Häusern und Wohnungen hatten bleiben müssen:

*„Ich frage mich, wie viele von Bostons Liberalen sich in ihren Häusern verstecken und sich wünschten, sie hätten auch eine AR-15 mit high-capacity Magazinen?“*

Makaber? Scheinbar nicht. Amerikas in den Kongress eingezogener Rechtsruck hält den politischen Apparat über seine Lobbyisten jedenfalls erfolgreich in Schach: gegen 90 Prozent der Amerikaner, die nach Umfragen den auf nationaler Ebene geregelten Hintergrundprüfungen bei Waffenkäufen zugestimmt hätten.

Zu dieser politischen Schieflage sagt der Hustler-Verleger Larry Flynt, der seit einem Attentat in den siebziger Jahren im Rollstuhl sitzt und sich dennoch als „Second Amendment“-Befürworter versteht:

*„Das ist der Preis, den Du zahlen musst. Um frei sein zu können, musst Du bestimmte Sachen tolerieren, die Du nicht notwendiger Weise magst."*

Irgendwie hängt noch der prophetische Ausspruch von Gründervater Thomas Jefferson den Amerikanern nach:

*"Der Baum der Freiheit muss von Zeit zu Zeit aufgefrischt werden – mit dem Blut von Patrioten und Tyrannen."*

Grenzenlos befreiend ist Amerika und im nächsten Moment atemlos zerstörerisch. Die existentielle Kraft der Destruktion ist immer auch und immer schon das Prinzip dieser Nation gewesen.

*„Easy Rider"; letzte Szene*